

Er ist Putins Lieblingssänger

Der russische Popstar Shaman liefert den Soundtrack zur russischen Invasion in die Ukraine.

Marcel Hirsiger*

Es war wohl eine Fügung des Schicksals: Just am Vorabend der russischen Grossinvasion in der Ukraine veröffentlichte Shaman seinen Song «Vstanem» («Lasst uns aufstehen»). Eine Hymne, die eine grosse und siegreiche Nation besingt. Eine Nation, die schon einmal Europa vom Faschismus befreit hatte. Und nur wenige Stunden nach der Veröffentlichung des Songs marschierten am 24. Februar 2022 russische Truppen auf Kiew zu, um die Ukraine wieder von vermeintlichen Nazis zu befreien.

Shaman liefert seither zuverlässig einen propagandistischen Soundtrack des russischen Angriffskriegs, der auch dem russischen Präsidenten nicht verborgen geblieben ist. Mehrfach trat der Sänger zusammen mit Wladimir Putin auf, um etwa die Nationalhymne zu singen. Seine Clips werden von Dutzenden Millionen Menschen angeklickt. In diesen entwirft der Sänger ein Bild von Russland als ausserwählter Nation, die in diesem Krieg über eine Wahrheit verfügt, die sich dem Westen verschliesst. Shaman zeigt damit aber auch, wie die Propaganda in Russland seit Jahren funktioniert: Das Regime liefert zwar die Narrative, deren Verbreitung hat aber längst die Breitenkultur erreicht. Damit wird überhaupt erst die eigentliche Indoktrination des russischen Volkes erreicht und gleichzeitig beschleunigt.

Seine Karriere begann mit einer Castingshow

Jaroslav Dronow, wie der 1991 geborene Shaman mit bürgerlichem Namen heisst, beweist dabei ein ausserordentliches Geschick, mit gewaltiger Bildsprache und einfach zugänglichen Texten ein ideologisch aufgeladenes Weltbild zu schaffen. Einem breiteren Publikum anfänglich als Teilnehmer von



In nationalistischer Pose: Jaroslav Dronow alias Shaman bei einem Konzert für Studienabgänger.

Bild: Sergei Karpukhin (Moskau, 1. Juli 2023)

Castingshows bekannt geworden, ist sein kometenhafter Aufstieg untrennbar mit dem russischen Angriffskrieg verbunden.

Shaman veröffentlichte im Juli 2022 seinen wohl bekanntesten Song mit dem Titel «Ja Russki» («Ich bin Russe»), dessen Videoclip offensichtliche Bezüge zum Krieg gegen die Ukraine aufweist.

Das Bild horizontal halbiert, zeigt es gelbe Weizenfelder vor strahlend blauem Himmel – die Grundmotive der ukrainischen Flagge. Mittendrin Shaman, der von der Sonne an ebendiesem Himmel singt, vom Wind der Freiheit, der ihn erfasst, von

einer göttlichen Macht, die ihn begleitet. Der Vorschlag des Sängers, dieses Lied in den schulmusikalischen Kanon aufzunehmen, wird derzeit gar vom russischen Parlament diskutiert.

Man mag sich wundern, dass russische Fans die offensichtlichen Widersprüche des Sängers nicht verspotten. Mit der behaupteten Überlegenheit russischer Kultur kann es nämlich nicht weit her sein, wenn der bekennende Russland-Glorifizierer zur sentimental Ballade «Lasst uns aufstehen» im Video ausgerechnet komplett russlanduntypische Rastalocken trägt. Und wenn er auf der Büh-

ne mit maximalem Pathos «Ich bin Russe» schreit, spielt der Gitarrist neben ihm selbstverständlich eine Gitarre vom verhassten «Feind» USA, nämlich eine ikonische Gibson. Shaman ist also ein musikalischer Globalist, seine Propaganda hingegen provinziell.

Im Zentrum der Glaube an die kulturelle Überlegenheit

Auch die darauffolgenden Songs («Wir» im Frühling oder «Mein Kampf» im Sommer 2023) zeugen von einer Ideologie der eigenen kulturellen Überlegenheit. Die Texte wiederholen die immer gleichen Grundmotive. Die

Bildsprache zeigt ein stolzes, tausendjähriges Reich, dessen Volk einen Kampf austrägt, bei dem es – wie sein Lieblingssänger Shaman, der «sein Blut vom Vater hat» – bereit ist, «bis zum Ende zu gehen». Wo dieses Ende liegt und wer sonst noch alles vom Blut der Urahnen besitzt, wird offensichtlich, wenn man Shaman in diesen ukrainischen Weizenfeldern sieht: Die gemeinsamen Vorfahren, das hat Putin mehrfach verdeutlicht, sind auch am Dnipro zu finden.

Wiederholt bedient sich Shaman in seinen Songtexten und den Videos religiöser Motive und ergänzt damit die politische

Ideologie um eine spirituelle Ebene. Im jüngsten Titel «Ich lebe» vom Januar 2024 inszeniert er sich als Jesus-gleiche Figur, die den Kreuzweg geht und von Gott geleitet wird. Gewidmet allen, «die für die Wahrheit gelitten haben», schafft der Song eine eigene Ebene von Wirklichkeit. Die Verknüpfung der Wahrheitssuche mit der Leidensgeschichte Christi betont die metaphysische und spirituelle Ebene der russischen Gesellschaft.

Russland auf göttlicher Mission

Shaman schafft mit seinen Songs und den aufwendig produzierten Videoclips ein einfach zugängliches Weltbild für die breite Masse in Russland, die sich weniger für die eigentliche Ideologie dahinter interessiert, sondern vielmehr die praktischen Fragen des «Russisch-Seins» ins Zentrum stellt. Dazu zählen insbesondere die Bedeutung gemeinsamer Werte in einer vermeintlich bedrohten Gesellschaft oder eben der Zugang zu einer scheinbar verborgenen und historischen Wahrheit.

Eine Erkenntnis, die auch die Gesellschaften im Westen beunruhigen sollte: Wer sein eigenes Schicksal aus zeitlicher Distanz und als von Gott beauftragte Mission betrachtet, kümmert sich kaum um vorübergehende Niederlagen auf dem Schlachtfeld. Was zählt, ist die Art, wie diese Epoche in ferner Zukunft bewertet wird. Da können schon einmal ein paar Menschenleben mehr geopfert werden, um das grosse Ziel zu erringen, solange Gott und die Wahrheit mit ihnen sind. Die Musik und die Bilder dazu hat Shaman jedenfalls schon einmal geliefert.

*Marcel Hirsiger, M. A., ist Osteuropa-Experte und Dozent an der Hochschule für Wirtschaft der Fachhochschule Nordwestschweiz.

Der Zürcher Operndirektor bleibt sich leider treu

Andreas Homoki präsentiert seine letzte Zürcher Spielzeit als Intendant: ein buntes Allerlei – mit kleinen Überraschungen.

Christian Berzins

Ein Schlussfeuerwerk sieht anders aus. Aber es ist doch allemal interessant, dass Zürichs Operndirektor und Hausregisseur Andreas Homoki in seiner letzten Spielzeit gleich zu Beginn an seinen Vorgänger Alexander Pereira erinnern will. Das tut er mit einer eigenen Neuinszenierung von Richard Strauss' Oper «Ariadne auf Naxos». Zu gerne erinnert man sich an das Jahr 2006: Als der Vorhang damals bei «Ariadne» aufging, wurde es den Zürcher Premieren-Abobesitzenden warm ums Herz, sahen sie doch hinein in ihr Lieblingsrestaurant, in die «Kronenhalle».

Dass man dort nicht so gut «Ariadne» spielen konnte, war



Andreas Homoki inszeniert in der kommenden Saison zwei Opern.

nebensächlich, zeigte sich doch Alexander Pereira erneut als Haushofmeister, der auf der Bühne beziehungsweise aus der

Loge heraus agierte. Schauen wir, wer die Rolle im Herbst 2024 spielen wird. Eher herausfordernd nach der Fingerübung

«Ariadne» wird es für Regisseur Homoki bei seiner zweiten, diesmal dann gemäss seinem Vertrag extra bezahlten Regie. Im Juni 2025 setzt er das konzertant vielgespielte Oratorium «Elias» von Felix Mendelssohn Bartholdy in Szene. Es wird die letzte Neuproduktion in der kommenden Spielzeit sein. Dazwischen gibt es wenige kleine Überraschungen, aber viel Routine.

Russischer Regisseur inszeniert Sowjetunion-Parabel

Zu den Überraschungen gehört Alfred Schnittkes (1934–1998) «Leben mit einem Idioten», ein Werk, das 1992 uraufgeführt und oft gespielt wurde. Schnittke wollte es zwar nicht so sehen, aber das Werk wurde vielerorts

als Parodie auf das Leben in der Sowjetunion angesehen. Und so ist man gespannt, was der russische Regisseur Dmitri Tscherniakov damit machen wird.

Auch eine Uraufführung ist zu hören. Der in Wien lebende Schweizer Komponist Beat Furer schreibt und dirigiert diese Choroper: «Das grosse Feuer» führt offenbar in den Kosmos eines indigenen Volksstamms in Südamerika, dessen Lebensraum durch Kolonialisierung und christliche Missionierung zerstört wurde.

Vervollständigt wird der Reigen durch Klassiker, wie etwa Korngolds «Tote Stadt» mit dem Schweizer Dirigenten Lorenzo Viotti oder Puccinis «Manon Lescaut» in der Regie von Barrie Kosky. Und naturgemäss

darf auch eine Barockoper nicht fehlen (Händels «Agrippina»).

Die paar Namen zeigen es: Homoki setzt auf seine alten Weggefährten, zeigt einen netten, bunten Mix, riskiert mit den Premieren wenig und lässt in den Wiederaufnahmen sogar einen Klassiker nach dem anderen spielen. Die Sänger und Sängerrinnen sind berühmt und teuer, die Subventionen werden gut gebraucht, die Kartenpreise kann man trotz der 85,5 Millionen vom Kanton Zürich nicht billiger machen. So war's in etwa bei Alexander Pereira zwischen 1991 und 2012. Im Herbst 2012 startete Homoki, gemäss Auftrag vom Kanton hätte der vermeintliche «Anti-Pereira» die Zürcher Oper erneuern und für ein neues Publikum öffnen müssen.